

Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie
– CVS –

Spitzensport in der Dopingfalle

Prof. Dr. Uwe Schimank

CVS Nr. 7
November 2008

Die Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie richten sich an eine breite regionale Öffentlichkeit, die an aktuellen soziologischen Forschungsergebnissen interessiert ist. Namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem ganzen Bundesgebiet referieren in allgemeinverständlicher Form zur gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland und Europa.

Zitationsweise: CVS, Nr. 07/2008

1. Einleitung

Ist es eigentlich ein tragischer Zufall, dass in den letzten Jahrzehnten gleichzeitig mit der wachsenden gesellschaftlichen Sportbegeisterung Doping im Spitzensport rasant um sich gegriffen hat? Immer mehr Menschen sind fasziniert von den unglaublichen Leistungen der Athleten, verbringen Nachmittage im Stadion oder Stunden vor dem Fernseher, fiebern mit ihren Helden mit – und die Helden entpuppen sich, einer nach dem anderen, als dreiste Betrüger! Wer erinnert sich noch an Ben Johnson und Katrin Krabbe, wenn heute nahezu täglich neue Verdächtige ins Visier genommen und überführt werden!

Soziologisch betrachtet ist die simultane Steigerung von Publikumsbegeisterung und Doping keine zufällige Koinzidenz – dahinter steckt System.

2. Der Weg in die biografische Falle

Als Normalbürger erfährt man über Doping – wie über die meisten anderen gesellschaftlichen Vorgänge auch – hauptsächlich durch die Berichterstattung der Massenmedien. Für die Journalisten hat sich Doping inzwischen als publikumsträchtig erwiesen. Es ist ein Stoff, aus dem sich trefflich Sportskandale inszenieren lassen. Allerdings neigt die journalistische Behandlung des Themas dazu, eine moralisierende und personalisierende Perspektive in den Vordergrund zu rücken. Doping wird zumeist noch immer als individueller Fehltritt charakter schwacher, erfolgsbesessener Athleten dargestellt, immer wieder unterstützt durch ebensolche Trainer, Sportärzte und Funktionäre. Eine Personalisierung des Problems lenkt den Blick allerdings nur auf Symptome und nicht auf deren tiefer liegende gesellschaftliche Ursachen. Und eine Moralisation nährt die Illusion, dass alle Beteiligten lediglich bessere Menschen werden müssten, damit das Doping verschwindet.

Eine soziologische Betrachtung des Problems startet demgegenüber damit, eine typische Athletenbiografie in den Blick zu nehmen. Denn in ihr bündeln sich die mannigfachen sozialen Einflussgrößen. Es fängt ganz harmlos an. Ein Kind oder Jugendlicher beginnt, intensiver Sport zu treiben: aus spielerischem Spaß und Bewegungsfreude, um unter Freunden zu sein oder aus Verpflichtungsgefühlen gegenüber einem Sport fördernden Familienmilieu. In dem Maße, wie sich dabei eigene sportliche Erfolge einstellen und Anerkennung finden, verschaffen sie soziale Bestätigung und ein positives Selbstwertgefühl. Sofern der jugendliche Sportler durch wiederholte Erfolgserlebnisse lernt, fortan seine Selbstverwirklichung primär auf diesem Weg zu finden, ist schon der erste Schritt in eine biografische Falle hinein getan. Seine Individualität reduziert sich dann schnell weitgehend auf eine einzige Ausdrucksform: besser zu sein als die Mitkonkurrenten! Dass Spitzensportler ihre individuelle Identität nahezu ausschließlich über eigene sportliche Leistungen definieren, ist also das nicht beabsichtigte Ergebnis zunächst völlig unscheinbarer Anfangsmotive.

Dieser Leistungsindividualismus passt perfekt zur fest inthronisierten dominanten Logik des Spitzensports: Siege zu erringen und Niederlagen zu vermeiden. Darum dreht sich letztlich alles. Die Spannung, die sich aus dieser Leistungskonkurrenz ergibt, fesselt die Zuschauer, findet die Aufmerksamkeit der Massenmedien und zieht deshalb auch die wirtschaftlichen und politischen Sponsoren an. Der in der Konkurrenz der Athleten angelegte sportliche Erfolgsdruck wird dann wiederum durch diese gesellschaftlichen Einflüsse auf den Spitzensport vollends entfesselt. In dem Maße, wie das große Geld, Einschaltquoten und politische Interessen ins Spiel gekommen sind, gilt für die Athleten immer weniger: „Dabeisein ist alles!“ Sondern Siegen wird zum Muss – aber es kann immer nur einer gewinnen. Was für den Zuschauer spannend ist, stellt sich dem Sportler ganz anders dar. Denn der Zweite ist bereits der erste Verlierer. Das ist die brutale Zuspitzung des sportlichen Leistungsindividualismus.

Die angedeutete Verknüpfung des soziologischen Mikro-Blicks auf den einzelnen Athleten mit dem Makro-Blick auf den Sport als gesellschaftlichen Teilbereich in seinen Nutzenverschränkungen mit den anderen Teilbereichen der Wirtschaft, der Politik und der Medien zeigt unübersehbar: Das Dopingproblem des Spitzensports ist nicht allein eines des je einzelnen Athleten und auch nicht allein eines des Sports, sondern geht in hohem Maße auf außersportliche Einflüsse zurück. Sie haben sich so verdichtet, dass – wieder auf der Mikro-Ebene – die biografische Falle der Athleten immer unausweichlicher wird:

- In zeitlicher Hinsicht ist der Spitzensport zu einer Vollzeit-Beschäftigung geworden. Der Zeitaufwand für Wettkämpfe, Training, sportärztliche Betreuung und Regeneration ist immens gewachsen, und das hat gravierende Folgen für die Lebensführung.

- In sachlicher Hinsicht erlegen sich dem Athlet eindeutige Prioritätensetzungen zugunsten des Sports und zulasten von Schule, Studium, Beruf, Familie, Freizeitaktivitäten, Freunden und Bekannten auf. Wer sich durch anderes – wozu gerade auch die schulische und berufliche Ausbildung gehört – zu sehr ablenken lässt, kommt als Spitzensportler meist nicht sehr weit. In diesem Sinne verlangen Funktionäre ihren Athleten ab, sich total auf den Sport zu konzentrieren.
- In sozialer Hinsicht gewinnt damit das auf sportlichen Erfolg ausgerichtete Unterstützungsmilieu von Trainer, Verein, Verband und Sponsoren ein immer größeres Gewicht und wird zu einer verschworenen Gemeinschaft. Andere soziale Bezüge werden entsprechend vernachlässigt und relativiert. Nachdenkliche oder mahnende Worte zum Beispiel von Lehrern oder Freunden prallen dann ab. „Was wissen die schon!“ sagt sich der Athlet und wird darin von seinem sportlichen Umfeld bestätigt.

Diese biografischen Engführungen vollziehen sich schleichend. Irgendwann merkt der Leistungssportler, dass sein gesamtes Leben um den Sport zentriert ist. Wenn ihm das klar wird, hat er die Wahl, ob er diesen Weg weitergehen oder verlassen will. Er kann sich zu einem Ausstieg entschließen – aber um einen hohen Preis. All die bisherigen biografischen Investitionen in seine Sportkarriere würden mit einem Schlag entwertet. Er müsste fortan mit dem Wissen leben, Jahre seines Lebens verschenkt zu haben. Kein Wunder, dass viele aufgrund dieser trüben Aussichten die Flucht nach vorn antreten, sich nunmehr ganz bewusst für ihre Sportkarriere entscheiden, um die bereits getätigten biografischen Investitionen amortisieren zu können.

Das ist der zweite und entscheidende Schritt in die biografische Falle. Dem Sportler wird bewusst, dass er sich für eine Karriere entschieden hat, die keine lebenslange, vor allem auch beruflich abgesicherte Perspektive eröffnet. Mit Mitte Dreißig, in manchen Sportarten schon sehr viel früher, ist in der Regel Schluss. Ursprüngliche Verheißungen entpuppen sich so als Verstrickungen. Der Athlet muss in begrenzter Zeit Erfolge erringen, die ihm dann auch den Sprung aus der Sportkarriere heraus ermöglichen, ohne dass er anschließend ins Nichts fällt. Damit beginnen materielle Motive das sportliche Leistungsstreben zu überformen. Nicht mehr nur zur Selbstbestätigung, sondern nun auch zur eigenen späteren Daseinsabsicherung müssen sportliche Erfolge her. Aber sie sind schwieriger und deshalb unwahrscheinlicher als zuvor, weil alle anderen, die jetzt noch im Rennen sind, genauso existenziell davon abhängen.

Diese biografische Zuspitzung findet vor dem Hintergrund der besonderen Körperabhängigkeit sportlichen Handelns statt. Jeder Sportler unterliegt dem ständigen Risiko des Scheiterns durch Verletzungen und Krankheiten sowie dem unaufhaltsamen körperlichen Leistungsverfall. Wer beispielsweise jahrelang auf

die Teilnahme bei Olympischen Spielen hin trainiert hat, erfährt eine Verletzung im Vorfeld als persönliche Katastrophe. Der spitzensportliche Leistungsindividualismus wird so zum biografischen Vabanquespiel. Für jeden Athleten ergibt sich eine Situation, in der er einerseits einem übermächtigen Erfolgsdruck unterliegt. Er hat permanent unter extremen Konkurrenzbedingungen Höchstleistungen zu erbringen, die niemand so einfach am laufenden Band abspulen kann. Andererseits hätte ein Ausstieg aus dieser unerträglichen Drucksituation einen enorm hohen Preis. Davor zurückschreckend versuchen Athleten, sich irgendwie mit den Zwängen ihrer Lage zu arrangieren.

3. Doping als Fluchtweg

Doping bietet sich vielen als ein nahe liegender Fluchtweg aus dieser biografischen Falle an. Ob das Talent reicht, Körper und Willenskraft mitspielen, die Konkurrenz eine Durchsetzung der eigenen Erfolgsambitionen zulässt: All das bleibt höchst unsicher. Angesichts dieses Zusammentreffens bedrohlicher Unwägbarkeiten stellt sich Doping als eine Handlungsstrategie dar, die Sicherheit zu erhöhen verspricht. Mit Hilfe naturwissenschaftlicher Technologien soll der „return of investment“ verlässlicher werden. Pillen und Spritzen signalisieren einfache Handhabung und treffsichere Ergebnisse. Die oftmals enormen gesundheitlichen Risiken dieser Praktiken werden teils verdrängt, teils auch in einer Art von Kamikaze-Mentalität in Kauf genommen.

Vor dem Hintergrund der geschilderten biografischen Situation begannen irgendwann zunächst einzelne Athleten ein offensives Doping. Sie versuchten, sich Vorteile gegenüber den ungedopten Mitkonkurrenten zu verschaffen. Diese Strategie barg freilich den Keim ihres Scheiterns schon in sich. Denn was passiert, wenn begreiflicherweise immer mehr das Gleiche tun? Der einzelne Dopingverwender musste sich zunehmend in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter wännen: Denn warum sollten die anderen dümmer oder skrupulöser als er selbst sein! Jede Entlarvung eines Dopingsünders bestätigt diese Einschätzung zusätzlich, wirkt also keineswegs automatisch als Abschreckung. Inzwischen gibt es daher fast nur noch defensives Doping. Man dopt sich, um eigene Nachteile zu vermeiden: weil man davon auszugehen hat, dass viele Konkurrenten sich dopen.

Doping kann so buchstäblich aus dem Nichts entstehen: als eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Die Athleten brauchen nur wechselseitig voneinander *zu meinen*, dass ihre Kontrahenten sich dopen, um sich rationalerweise auch selbst zum Doping zu entschließen. Die sowohl für die Gesamtheit der Athleten als auch für jeden einzelnen von ihnen höchst unerwünschte Konsequenz ist eine unaufhaltsame Eskalation des Dopingeinsatzes und der hiermit verbundenen

Risiken. Nichts wird unversucht gelassen. Immer abenteuerlichere Praktiken, Dosierungen und Mittelkombinationen verbreiten sich – mit immer schwerwiegenderen gesundheitlichen Folgen.

4. Sportverbände in der Zwickmühle

Es zeigt sich also: Um sich greifendes Doping ist kein Problem individueller Charakterschwäche und eines Verfalls der Sportmoral, sondern Resultat eines Zusammenlaufens gesellschaftlicher Wirkungsfaktoren, die den heutigen Spitzensport prägen. Dabei ist nicht zu vergessen, dass die sich dopenden Athleten durch ihr engeres Unterstützungsumfeld von Trainern, Medizinern und Funktionären sowie auch durch ihre nationalen Verbände wirksam gegen Kontrollen abgeschottet werden können.

Die Situation der Verbände verdient eine nähere Betrachtung. Auf der internationalen Wettkampfbühne konkurrieren ja nicht nur die Athleten gegeneinander, sondern auch die nationalen Verbände. Wenn die deutschen Sportler keine internationalen Erfolge mehr erringen, büßen nicht nur sie als Individuen Förder- und Sponsorengelder sowie die Aufmerksamkeit der Massenmedien ein: Dasselbe wiederfährt auch den jeweiligen Verbänden. Können die nationalen Sportverbände dann eigentlich eine effektive Dopingbekämpfung überhaupt wollen? Das offiziell auf „Sauberkeit“ getrimmte Bild der Verbände gerät angesichts ihrer Abhängigkeit von den Erfolgen der eigenen Athleten ins Zwielficht. Die Verbände werden nämlich durch das Sportpublikum und ihre Bezugsakteure in Wirtschaft, Politik und Massenmedien in eine Zwickmühle gebracht.

Die Athleten – so die öffentlichen Aufforderungen an die Verbände – sollen einerseits „sauber“ sein beziehungsweise es wieder werden, andererseits aber nichtsdestoweniger international erfolgreich sein und bleiben. Damit wird den Verbänden ausdrücklich abverlangt, Doping zu beseitigen. Die unausgesprochene Kommentierung dieser Aufforderung warnt die Verbände allerdings: „Tut nichts, was den Erfolg eurer (unserer!) Athleten gefährdet! Denn ansonsten reduzieren wir unsere Zuwendung an Aufmerksamkeit und Ressourcen.“ Da dieselbe Reaktion aber auch für aufgedecktes Doping angedroht wird, lautet die Botschaft letztlich: „Verzichtet auf Sauberkeit, soweit diese den Erfolg gefährdet, aber lasst euch nicht erwischen!“ Vor diesem Hintergrund wäre eine konsequente öffentliche Entlarvung der eigenen Dopingsünder durch einen Verband geradezu selbstmörderisch. Man würde so nicht zuletzt selbst darauf hinweisen, wie viele weitere Leichen man noch im Keller hat.

Es ist daher nur zu verständlich, dass viele Verbände allenfalls sporadisch, wenn überhaupt, ernsthafte Dopingkontrollen betreiben und es im Übrigen bei

einer Simulation von Kontrollen sowie bekanntermaßen wirkungslosen moralischen Appellen belassen. Das schließt gelegentliche publikumswirksam inszenierte Opfer entlarvter Athleten durchaus ein, die dann als individuelle Sündenböcke die energische Dopingbekämpfung vorgaukeln sollen. Tatsächlich wird das Doping der eigenen Athleten in nicht wenigen Fällen von Verbandsseite stillschweigend weiterhin geduldet, gefördert oder sogar erzwungen. Schließlich wissen die zuständigen Verbandsfunktionäre sehr wohl, dass die von ihnen gesetzten oder mitgetragenen Leistungsnormen für die Förderung durch die Sporthilfe oder die Teilnahme an Olympischen Spielen und Weltmeisterschaften oftmals so hoch sind, dass man sie ohne Doping kaum erreichen kann. Schon allein dieser Tatbestand lässt sich nur als unausgesprochene – daher leider nicht rechtlich belangbare – Dopingnötigung einstufen.

5. Selbsttäuschung des Publikums

Die sportbegeisterten Zuschauer könnten bis zu diesem Punkt immer noch meinen, sie hätten mit all dem nichts zu tun. Weit gefehlt: Die Zuschauer sind – sogar als erklärte Dopinggegner! – durch ihr Interesse am Sport entscheidend mit im Spiel, auch wenn sie dies nur allzu gern vor sich selbst verheimlichen. Es sind letzten Endes die Sportzuschauer, von denen die gerade erläuterten widersprüchlichen Erwartungen an die Athleten und Verbände ausgehen. Bei aller gelegentlichen Sympathie für unglückliche Verlierer wollen die Zuschauer auf Dauer Erfolge ihrer Athleten sehen. Souffliert wird dem Publikum dabei von entsprechend gehaltenen Kommentaren der Sportreporter und Sportpolitiker, dass knappe Fördergelder nicht in den Sand gesetzt werden dürfen.

Aber warum verzichtet das Publikum dann nicht konsequenterweise auf „Sauberkeit“? Offensichtlich bedient ein „sauberer“ beziehungsweise zumindest dafür gehaltener Spitzensport schwer aufgebare Publikumsmotive. Nach wie vor ist das Sportgeschehen für viele Zuschauer eine moralische Gegenwelt zur rauen Wirklichkeit der heutigen Gesellschaft: ein Refugium, wo ehrlich erbrachte Leistung ihren gerechten Lohn finden soll. Dies zeigt sich in besonderer Weise in der Verehrung von Sporthelden. Der Sportheld führt vor, dass individueller Einsatz den entscheidenden Unterschied zwischen Sieg und Niederlage ausmacht. Das widerlegt punktuell all die kafkaesken Erfahrungen, die die Zuschauer tagtäglich am eigenen Leib mit den scheinbar unbeeinflussbaren Zwängen der Arbeitswelt, der bürokratischen Verwaltung oder der Massendemokratie machen. Weiterhin will auch jeder Sportzuschauer unmittelbar mit eigenen Augen sehen können, wer aufgrund seiner körperlichen Fähigkeiten, technischen Fertigkeiten und taktischen Raffinessen in einem Wettkampf erfolgreich ist. Das Publikumsinteresse am Sport

ist immer auch ein Interesse am direkt Nachvollziehbaren in einer ansonsten immer abstrakter und undurchschaubarer werdenden Welt.

Doping hintertreibt, wenn es bekannt wird, all diese Zuschauer motive. Aber zugleich wird es offensichtlich vor allem international immer erfolgsnotwendiger. Entscheidend ist nun, dass das Publikum, wenn es gewissermaßen einen Schritt hinter sich träte, zu folgendem Schluss kommen müsste: „Da wir einerseits Erfolge wollen, müssen wir auch Doping wollen. Aber da wir andererseits kein Doping wollen, ist es für uns am besten, wenn wir vom tatsächlich stattfindenden Doping nicht allzu viel mitbekommen.“ Ganz unverblümt formuliert: Das Publikum *will* offensichtlich betrogen werden.

Die explizite Aufforderung, betrogen zu werden, ist allerdings paradox und unerfüllbar. Denn wer anweist, dass man ihn betrüge, weiß eben, dass er betrogen werden soll – und kann es genau deshalb nicht werden. Als implizite und so vor sich selbst zu verheimlichende Haltung ist ein derartiger Selbstbetrug jedoch durchaus realisierbar. Erstens braucht jemand lediglich immer dann wegzuschauen, wenn die Möglichkeit besteht, dass er das sehen könnte, was er nicht sehen will. Er kann zweitens denen, die ihn auf das hinweisen könnten, was er nicht sehen will, signalisieren, dass eine Aufklärung dieser Art unerwünscht ist. Und er kann drittens zugleich damit auch deutlich machen, dass er auf dieses eigene Verhaltensmuster insgesamt nicht aufmerksam gemacht werden möchte. Wer so wegschaut, nicht zum Hinschauen sowie zum Hinschauen auf sein Wegschauen bewegt wird, kann sich sehr wohl mit Unterstützung durch eine ihn betrügende Umwelt dauerhaft selbst betrügen. Sogar wenn er es nicht vermeiden kann, mit vereinzelt „Indizien“ konfrontiert zu werden, kann er immer noch darauf verzichten, sie miteinander in Beziehung zu setzen und daraus seine Schlüsse zu ziehen. So kann der Sportzuschauer bekannt werdende Dopingfälle weiterhin individualisieren, wozu ihn die Medienberichterstattung, wie eingangs festgestellt, ja auch anleitet.

Womit diese soziologische Analyse zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt ist. Nun ist die lange Wirkungskette von der massenhaften Sportbegeisterung zum einzelnen sich dopenden Athleten klar, und zahlreiche verschiedene Wirkmechanismen von Geldabhängigkeit bis zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen und Selbsttäuschungen sind deutlich geworden. Dieses von Karl Bette und mir gezeichnete Bild des Dopings wird übrigens im Sport, von den politischen Förderern des Spitzensports und von den Sportjournalisten nicht gern gesehen. Wir betreiben eine recht unerwünschte soziologische Aufklärung. Denn wir greifen keine schuldigen Individuen heraus, die man des Feldes verweisen könnte, weil sie mit ihrem Tun die Ideale entweihen, die das „Wesen“ des modernen Sports bilden. Wir demonstrieren vielmehr mit soziologischen Mitteln, dass der heutige Spitzensport im Doping – wie es auch der Sportphilosoph Eugen König

verschiedentlich auf den Punkt gebracht hat – erst vollends zu seinem eigentlichen Wesen gefunden hat.

(P.S.: Nach einer kürzlichen Umfrage unter den Lesern des weltweit führenden Wissenschaftsmagazins *Nature* greift ein Fünftel der Antwortenden zu Psychopharmaka, um die eigene geistige Konzentrations- und Leistungsfähigkeit zu steigern. Doping gibt es also auch anderswo – womöglich gar unter Soziologen!)

Leseempfehlung

Bette, Karl-Heinrich/Uwe Schimank, 2006: *Die Dopingfalle. Soziologische Betrachtungen*. Bielefeld: Transcript.

Bette, Karl-Heinrich/Uwe Schimank, 2006: *Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (2. erweiterte Auflage).

Singler, Andreas/Gerhard Treutlein, 2007: *Doping im Spitzensport. Sportwissenschaftliche Analysen zur nationalen und internationalen Leistungsentwicklung*. Aachen: Meyer & Meyer.

Über den Autor:

Prof. Dr. Uwe Schimank leitet das Lehrgebiet „Soziologie II: Handeln und Strukturen“ am Institut für Soziologie der FernUniversität in Hagen.